

Porträt Ruedi Lüthy

BEGLEITER IN DEN TOD

Seine berufliche Laufbahn ist eng verbunden mit der Geschichte des Aids-Virus und dessen Auswirkungen. Ruedi Lüthy, Star unter den Schweizer Aids-Experten, kehrt der Spitalroutine den Rücken. Im März wird er Leiter des Zürcher Lighthouse. Ein Wissenschaftler widmet sich der menschlichen Seite seines Fachs.

TEXT: BARBARA LUKESCH FOTO: MICHAEL FREISAGER

Wenn Professor Ruedi Lüthy HIV-positiv wäre, würde er, so sagt er, seinen Beruf aufgeben, sich aus der Gesellschaft zurückziehen, stressfreier leben und danach trachten, seine innere Ruhe zu finden.

Eine verrückte Vision. Da müsste der Mediziner, der Woche für Woche seine siebzig, achtzig Stunden in der Hektik des Spitalbetriebs verbringt, erst von einem bösartigen Virus befallen sein, um sich mit gutem Gewissen vom unmenschlichen Stress in der Medizinfabrik verabschieden zu dürfen.

Doch Ruedi Lüthy, der 53jährige Star unter den Schweizer Aids-Experten, hat es gewagt, auch ohne HIV-Infektion einen beruflichen Stopp zu reissen. Er ist zwar nicht gleich ins Exil gegangen, aber er hat angekündigt, seine Stelle als Abteilungsleiter für Infektionskrankheiten am Universitätsspital auf fünfzig Prozent zu reduzieren und dafür die Führung des Zürcher Lighthouse, des Sterbehospizes für Aidskranke, zur Hälfte zu übernehmen.

Die Fachwelt horcht auf. Lüthy geht. Ausgerechnet jener Berufsmann, der Administratives, Forschung, Patientenkontakte und Studentenausbildung an seiner Stelle geradezu ideal unter einen Hut bringt, lässt Traumjob Traumjob sein und kehrt der Stätte erfolgreichen beruflichen Wirkens den Rücken. Unverständnis begleitet seinen Entscheid.

aber auch Applaus und Bewunderung angesichts des «mutigen Schritts».

Lüthy selber lässt keinen Zweifel daran, dass sein beruflicher Wechsel auch Ausdruck der Kritik am herrschenden Medizinbetrieb ist. Er ist überzeugt davon, an die Grenzen der kurativen Medizin gestossen zu sein, hat nach einem mehrwöchigen Spitalaufenthalt, zu dem ihn eine Diskushernie gezwungen hatte, erstmals mit den Augen des Patienten geschaut und erkannt, dass die Spitalroutine dessen Bedürfnissen viel zu oft entgegenläuft. Er hat – nicht zuletzt dank «seiner» Aidspatienten – erfahren, dass es Kräfte und Energien im Menschen gibt, die selbst der Gott in Weiss nicht messen, geschweige denn beherrschen kann. Kräfte, deren Wirksamkeit Lüthy aber inzwischen anerkennt und die er auch in seine tägliche Arbeit vermehrt integrieren möchte.

In der intensiven Auseinandersetzung mit den meist jungen Aidspatienten musste der Professor erstaunt zur Kenntnis nehmen, dass selbst körperlich Schwerstkranke «glücklich leben können». Er beobachtete Sterbende, die nach wochenlangem Kampf plötzlich friedlich einschlafen konnten – kein Mensch wusste, wieso.

Wie viele Ärzte hatte auch Ruedi Lüthy Mühe mit dem Sterben und dem Tod. Fast nie sprach er von sich aus mit einem Betroffenen über dessen Ängste, und selten auch wagte ein Leidender,

den Professor um Rat zu fragen. «Patienten spüren ganz genau, welches Verhältnis ihr Gegenüber zum Tod hat, und verhalten sich entsprechend», analysiert er rückblickend.

Der Tod habe keinen Platz im Spital; trete eine unheilbare Krankheit auf, ziehe sich der Arzt oft zurück: «Dann hat er ja verloren.» In der Annahme, den Betroffenen nichts mehr bieten zu können, würden die Mediziner das Zimmer von Sterbenden häufig meiden: «Da nehme ich mich gar nicht aus.» Erfordere hingegen eine Komplikation den raschen, womöglich technischen Eingriff, erscheine der Medicus auf der Bildfläche – in der Gewissheit, etwas Sinnvolles zu tun.

Nun will Ruedi Lüthy im Lighthouse Erfahrungen sammeln, wo das Sterben den Alltag prägt, wo aber auch das Leben mit Schwerstkranken, deren Hege und Pflege, die trostspendenden Gespräche und – ganz wichtig – schmerzlinde Mittel, Bäder, Massagen sein berufliches Tun beherrschen werden. Der sogenannten palliativen Medizin hat sich der Schulmediziner also verschrieben.

Offen gesteht er ein, dass die Vorstellung, täglich hautnah mit dem Tod konfrontiert zu sein, ihm immer noch ein wenig Angst mache, dass er nicht wisse, wie lange er die anspruchsvolle Arbeit bewältigen könne. Selbstverständlich – und auch darauf legt er Wert – bleibe er der Schulmedizin mit ihren diagnostischen und therapeutischen Möglichkeiten verbunden: «Mir geht es keineswegs darum, mit meiner bisherigen Arbeit zu brechen; ich suche zusätzliche Mittel, die sie ergänzen und bereichern können.»

Genau im 25. Berufsjahr des Ruedi Lüthy fällt sein Entscheid, ins Lighthouse zu wechseln. Zu einem Zeitpunkt also, wo viele ihre persönlichen Bilanzen

erstellen, hat auch dem gebürtigen Luzerner eine mehrjährige Entwicklung diesen Schritt nahegelegt. Programmiert war er nicht, so wie sehr wenig in seiner mustergültigen Medizinerkarriere einem vorgezeichneten Plan gefolgt war.

Vieles hat sich ergeben, «einfach so». Ursprünglich wollte der Sohn eines Angestellten der Postdirektion Luzern und einer Hausfrau gar nicht Arzt, sondern Diplomat werden. Ein einjähriger USA-Studienaufenthalt beeindruckte ihn tief und liess den Schweizer staunen angesichts der Offenheit und Liberalität des fremden Landes. Doch nach einem verregneten Wochenende in der Rekrutenschule traf eine Eingebung den Zwanzigjährigen wie ein Blitz aus heiterem Himmel: «Ich wusste plötzlich, dass ich nächste Woche nach Zürich muss, um mich für das Medizinstudium einzuschreiben.»

Gedacht, getan. Ruedi Lüthy studierte Medizin. Mit 25 Jahren heiratete er, als er 26 Jahre alt war, wurde sein erster Sohn geboren, ein Jahr später machte er sein Staatsexamen. Das ging Schlag auf Schlag. Den Plan, gemeinsam mit seiner Frau, einer Krankenschwester, Tropenmedizin zu praktizieren, machten die Umstände und ein verlockendes Angebot seines Vorgesetzten zunichte. 1969 fand sich Familie Lüthy, damals bereits zu viert, in Bonn wieder. Innere Medizin war angesagt.

Schon damals begann Lüthy sich mit dem Gebiet der Infektiologie zu beschäftigen, einem Bereich, der für Europa Neuland bedeutete. Lehr- und Wanderjahre in Basel, wieder in Zürich, erneut in den USA folgten. 1976 dann trat Lüthy seine Stelle als leitender Arzt am Zürcher Universitätsspital an, dem er bis heute die Treue gehalten hat. In den folgenden Jahren baute er die Abteilung für Infektionskrankheiten auf. 1977 wurde der dritte und letzte Sprössling der Familie geboren. Eine Phase der Konsolidierung in privater und beruflicher Hinsicht schloss sich an.

Dann kam Aids beziehungsweise «GRID» (Gay Related Immuno Deficiency), wie es Anfang der achtziger Jahre mit diskriminierendem Bezug auf die homosexuellen Patienten noch hiess, und der berufliche Alltag von Ruedi Lüthy stand kopf. 1981/82 untersuchte er die ersten Aidspatienten – damals noch ratlos angesichts der Symptome wie jener hartnäckigen Lungenentzündung, die sich jeder Behandlung entzog.

Nach und nach sickerten die ersten Informationen aus den USA durch. Die Infektionskrankheit – so der damalige Wissensstand – treffe überdurchschnittlich häufig Schwule, aber auch Bluter und Bluttransfusionsempfänger sowie Einwohner von Haiti. Bereits 1983 waren die Übertragungsarten bekannt: durch Geschlechtsverkehr, via Blutprodukte und Injektionsspritzen, von der

Mutter aufs Kind. Klar war damals auch, dass die Betroffenen sehr schnell starben. Tod, Sex, Sucht – die Mischung war explosiv, und die Gralshüter der Moral standen parat.

Auch Ruedi Lüthy, der behütete Sohn aus der Innerschweiz, der nichts über Homosexualität wusste, wurde praktisch über Nacht dazu gezwungen, sich mit einer Gruppe von Menschen auseinanderzusetzen, deren Lebensweise ihm – gelinde gesagt – fremd war. Als er gebeten wurde, einen Aids-Aufklärungsabend für Homosexuelle durchzuführen, nahm er das erstmal in seinem Leben bewusst schwule Paare zur Kenntnis und «fühlte sich nicht so verrückt wohl in seiner Haut». Doch dank der Direktheit dieser Männer, die es ihm leichtmachten, auch über gleichgeschlechtliche Liebe zu sprechen, hatte er bald einen Draht zu ihnen.

Auch zu den drogenkonsumierenden Aidspatienten musste er zunächst einen Zugang finden. Angesichts ihrer Unberechenbarkeit, die sie heute «lieb und kooperativ» sein und morgen schon im blanken «Nihilismus» versacken lässt, unansprechbar für jede medizinische Hilfe, erlebte Lüthy «persönliche Enttäuschungen und Kämpfe», die ihm zusetzten. Überzeugt davon zu wissen, was gut für sie sei, versuchte er, ihnen ihr «Heil» aufzuzwingen. Weigerte sich ein Junkie, das Aids-Medikament AZT zu nehmen, verzweifelte der Mediziner schier. Rückblickend sagt er: «Diese Haltung hat mich während Jahren begleitet.» Heute sei er in der Lage, solche für ihn fragwürdigen Entscheide eines Patienten als dessen persönliche Wahl zu akzeptieren.

Aids nahm Lüthy in Beschlag. Mit diesen Patienten, das betont er immer wieder, sei man innert Kürze bei existentiellen Fragen; da gehe es schnell um alles oder nichts. Man habe Beziehungen, die einem anders als bei einem Diabetes- oder Blutdruck-Patienten, sehr nahe gingen. Zeitweise liess er sich von den mehrheitlich jungen Kranken und ihrem unermesslichen Leiden so sehr berühren; dass er selber an den Rand einer Depression geriet.

Für den Arzt war es schwierig zu realisieren, dass er diese Krankheit allehfalls bremsen, aber nicht heilen konnte. Er wusste, dass bei allen individuellen Ausprägungen der Immunschwäche etwas gleich blieb: Allen Betroffenen ging es über kurz oder lang immer schlechter. Alle seine Patienten waren gestorben oder würden sterben. Erst im Verlauf der Zeit

merkte er, wie stark sein eigener Pessimismus und das Wissen um die schlechten Prognosen sein Verhalten gegenüber den Kranken bestimmten: «Da musste ich lernen umzudenken und eine neue, positivere Haltung entwickeln.»

Als das Medikament AZT auf den Markt kam, reagierten die Experten mit gespannter Aufmerksamkeit. Für Lüthy war AZT «ein einschneidendes Erlebnis», das ihm in seinem Kampf gegen die schwere Krankheit erstmals Hoffnung machte. Mit bewegter Stimme erinnert er sich an jenen jungen Mann, der abgemagert bis auf das Skelett dahingevegetierte und nach der Einnahme des Medikaments zehn Kilogramm zunahm und wieder arbeiten konnte. «AZT hilft», so ist der Professor überzeugt. Inzwischen kenne man das Mittel besser, wisse um seine Möglichkeiten, aber auch seine Grenzen.

Innerhalb der «Aids-Szene» gilt Lüthy als strammer Verfechter von AZT. Selbsthilfegruppen, die AZT aus Angst vor seinen Nebenwirkungen teilweise sehr skeptisch begegnen, haben ihn deshalb auch schon hart attackiert. Lüthy pariert die Angriffe gelassen – zum einen, weil er wirklich von der Wirksamkeit des Präparats überzeugt ist, zum anderen aber auch, weil er glaubt, «das Medikament noch nie einem Betroffenen aufgezwungen zu haben.»

Aids war stets mehr als eine neue Krankheit. Aids bedeutete vor allem in den ersten Jahren auch den Kampf gegen Diskriminierung und Ausgrenzung, bedeutete das zähe Ringen um sachliche Aufklärung, Prävention und die dafür nötigen Gelder. Als Leiter der Eidgenössischen Aidskommission war Lüthy auch in diesen Bereichen aktiv.

Sein Engagement, sowohl im nationalen wie im internationalen Rahmen, frass den Familienvater bisweilen schier auf. Dass weder seine Söhne noch seine Tochter ihm beruflich nachgefolgt sind und Medizin studieren, kann er verstehen: «Der Zeitaufwand und Enthusiasmus fürs Fach, den ich an den Tag gelegt habe, sind für meine Kinder sicher oftmals zu viel gewesen.» Aids sei tatsächlich zu einem «sehr grossen Inhalt in seinem Leben» geworden. Trotzdem – und auf diese Feststellung legt er Wert – hätten sowohl seine Kinder wie auch seine Frau, die selber jahrelang in der Aids-Arbeit tätig gewesen ist, ihn stets auch bei seinen Bemühungen unterstützt. ■